

## **Offene Räume - Offene Stadt**

### **Ringvorlesung der Hochschule für Musik und Theater Hamburg im Wintersemester 2011/2012**

*Veranstaltet vom Institut für kulturelle Innovationsforschung und dem Institut für Kultur und Medienmanagement sowie der HafenCity Universität Hamburg.*

*Gefördert durch die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius.*

#### **15.12.2011: Offene Räume in Architektur und Stadtplanung**

##### **Impulsreferate von Martin Heller und Martina Löw**

Offenheit kann durch Kultur gefördert werden, solange sich die Politik heraushält – so berichtet Martin Heller von seinen Erfahrungen als Kurator und Intendant der Kulturhauptstadt Linz. Offenheit wird nach seinen Erfahrungen durch territoriale, ideelle und intentionale Besetzung bedingt. So kann Kultur nicht Garant sein für die Offenheit eines Raumes – erst durch die Intention des kulturellen Eingriffs, beispielsweise auf eine Institution bezogen, bestimmt den Grad ihrer „Öffnung“. Die Zyklen der Kulturhauptstädte bestätigen die These: So bewerben sich zunehmend ‚second‘ und ‚third cities‘ als Kulturhauptstadt und versprechen sich neben der finanziellen Förderung eine Öffnung des Stadtraums auf allen Ebenen. Finanzielle Mittel, interessierte Förderer und Akteure sowie der Kulturhauptstadtintendant können das städtische Gefüge für eine bestimmte Zeit in eine neue Richtung treiben und alte Strukturen erneuern.

Martina Löw erörtert am Beispiel der Stadt Mannheim, die sich auch als Kulturhauptstadt bewerben wird, dass die Stadt aufgrund ihrer starken Innenorientierung und wenig urbanen Elementen schwerlich als offen wahrgenommen werden kann. Ist Mannheim zu kontrolliert, um eine offene Stadt zu sein? Dies betrifft zwei Ebenen der Offenheit: Die baulich-räumliche und die soziale Ebene einer Stadt. Während Mannheim auf sozialer Ebene sehr heterogen strukturiert ist, findet auf baulicher Ebene kaum Expression dieser Heterogenität statt. Die Stadt legt Wert auf Funktionalität anstelle von Repräsentation und unterstützt den baulich geschlossenen Ausdruck. Die Spannung zwischen der baulich-räumlichen Dimension und der sozialen Ebene einer Stadt ist zentrales Thema in der folgenden Diskussion.

## **Martina Löw, Martin Heller und Angelus Eisinger in der Diskussion**

**Angelus Eisinger:** *Ich habe aus beiden Geboten eine gewisse Skepsis gegenüber eines „Bauprogramms“ der offenen Stadt gelesen. Referenzpunkte sind genannt worden wie die Urbanität, und dennoch werden heute in Architektur und Stadtplanung offene Räume genannt, man kommt gar nicht darum herum, über dieses Verhältnis des Bauens an der Stadt nachzudenken. Ich würde deshalb gerne entlang dieser beiden Vorträge näher auf diese Frage heranzoomen. Zunächst möchte ich, obwohl ihr beide ja eine gewisse Skepsis geäußert habt, über die Käuflichkeit des Begriffs von offenen Räumen, nach ganz persönlichen Erfahrungen fragen, wo und wann ihr einmal den Eindruck hattet, in einer offenen Stadt gewesen zu sein.*

**Martina Löw:** Auf einer baulichen Ebene fällt es mir relativ leicht. Ich finde zum Beispiel Brasilia eine Stadt, die mir von der räumlichen Struktur her sehr offen erscheint, also immer sehr die Perspektive öffnend, die Blickachsen so gestellt, dass ich immer eine Weite sehen kann und sehr stark auch Kontraste zumindest in manchen Arealen der Stadt – oder aber durchaus auch Städte wie z.B. Berlin, die immer so einen gewissen „unfertigen“ Eindruck haben, also geradezu das Gegenteil zu Brasilia, aber trotzdem offen, weil man immer das Gefühl hat, an jeder Ecke begegnet man neuen räumlichen Situationen, und es gibt wieder etwas zu entdecken. Ich würde aber beide Städte eben nicht als sozial offen bezeichnen. In Berlin gibt es schon auch sehr starke Exklusionsmechanismen, und andere brasilianische Städte, z.B. Salvador de Bahia, sind mit Sicherheit viel offener als gerade Brasilia. Insofern fällt es mir sehr schwer, dies zusammen zu denken, und es fällt mir auch gar nicht so leicht, mir auf einer sozialen Ebene wirklich Städte zu imaginieren, die mir sozial offen erschienen. Ich glaube, die Kriterien sind verschiedene Religionsgemeinschaften, die selbstverständlich nebeneinander existieren, eine gemischte Sozialstruktur, verschiedene ethnische Gruppen am gleichen Ort. Und dieses Gefüge haben wir wirklich in wenigen Städten. Auf jeden Fall, glaube ich, muss man außerhalb Europas gucken – in Europa ist es selten.

**Martin Heller:** Ich kann nicht viel Neues beisteuern, ich glaube, ich würde dies ganz ähnlich beschreiben. Für mich selbst als eigene Lebenserfahrung ist es die Zeit, die ich in Berlin verbringe. Das ist schon die Stadt, die von der Anmutung her – aber jetzt weniger von der bewusst gesetzten Architektur, sondern als Resultat ihrer Geschichte – eine Stadt ist, in der für mich die räumliche Erfahrung immer wieder eine Offenheit signalisiert und einen überrascht – so, wie Sie das vorhin gesagt haben. Aber auch irgendwo gibt es schon ein gewisses Korrelat von dem, wie ich die Stadt sozial wahrnehme – jetzt nicht bis

in die letzten Mechanismen, dazu kenne ich sie und das Stadtgefüge auch zu wenig. Auf der anderen Seite bekommt man das wahrscheinlich einfach nirgendwo zur Deckung. Auch Linz ist eine Stadt, die von sich sagt, sie ist offen. Sie braucht andere Worte dafür. Ich meine sowieso, dass diese Offenheit eine Art „Chiffre“ für andere Sehnsüchte ist. In Linz ist es – glaube ich: „Wir sind die Stadt der Ermöglichungskultur“. Dort ist die Aussage des Bürgermeisters: „Wir sind die Stadt, in der Vieles möglich wird“. Dies ist an sich eine schöne Umschreibung von „Offenheit“, dass dabei eine Stadt, die sich wiederum sehr schwer tut, sich nach außen zu reiben, weil sie in meinem Verständnis angstbesetzt ist. Die Ermöglichung bleibt dann auch innerhalb der eigenen Grenzen und da kennt man sich, da wird Vieles möglich, aber sobald dann diese Grenzen überschritten werden, zieht man sich zurück und schon Wien ist dann viel zu städtisch als dass man sich mit den Wienern einlassen würde und man macht es dann aus eigener Kraft – aus Angst. Und Angst ist dann das Gegenteil von Offenheit. Und solche Spannungsverhältnisse, glaube ich, kann man in jeder Stadt und muss man in jeder Stadt neu definieren. Wenn ich jetzt nur das Kriterium der sozialen Gruppe oder einer Offenheit in Bezug auf Zuwanderung nehme, dann ist Zürich, wo ich ebenfalls lebe, eigentlich eine offene Stadt mit einem Ausländeranteil – glaube ich – von 32 Prozent. Das müssen Sie sich einmal vorstellen. Und es gibt kaum offene Konflikte. Dort ist eine Stadtgesellschaft auf größtenteils hohem ökonomischen Niveau, die sich das leistet und wo diese Offenheit relativ selbstverständlich ist. Also alle die Denkbewegungen, die sich mir auftun, führen wieder zu dem Schluss zurück, dass ich auf dem Punkt, wo ich Offenheit nur als eine Art „Arbeitsbegriff“ definieren kann, nicht als ein Ziel, das zu erreichen ist, sondern als ein Arbeitsbegriff, an dem immer wieder zu spiegeln wäre, wie vielleicht Hardware und Software zusammenkommen, wie gebaute Architektur oder aber auch wie in Berlin historisch – die Geschichte der Zerstörung, die dann zur jetzigen Stadt führt, wie so etwas im Zusammenhang mit der Stadtgesellschaft steht. Und dieser Zusammenhang ist wohl überall neu und sehr einzigartig für die jeweilige Stadt zu definieren.

**AE:** *Ich glaube, was mir aus diesen beiden Beispielen „Linz“ und „Mannheim“ deutlich geworden ist, ist eine sehr eindrückliche Zurechtrückung dieses Begriffs der Offenheit. Eine Stadt wie Zürich würde man tatsächlich als offen beschreiben, sie beschreibt sich selbst auch gerne als „offen“ und als Gewinnerin der Globalisierung. Es ist ganz klar eine Außen-Orientierung, dass sie auf globalem Maßstab zu punkten versucht. Was ich jetzt aber aus beiden Beispielen interessant finde, ist, dass „Offenheit“ aber durchaus zunächst einmal eine nach innen gerichtete Qualität sein kann, die diese nach außen gerichtete Perspektive gar nicht braucht. Und für mich wäre da jetzt die Frage: Lässt sich das auf Dauer überhaupt aufrecht erhalten? Lässt sich diese Offenheit von innen her immer wieder aufs Neue regenerieren?*

**ML:** Ich glaube zumindest, dass wir mit dieser Unterscheidung von Innen- und Außenorientierung eine ganz gute Differenzierung haben für das, was wir in Städten beobachten können. Es gibt Städte, wie z.B. Berlin oder auch Frankfurt, wo man den Eindruck hat, die meisten Bewegungen, die in dieser Stadt unternommen werden, sind nach außen gerichtet. Und das Innere ist Notwendigkeit, aber nicht Teil dessen, worum man sich wirklich Mühe gibt. Und es gibt andere Städte, bei denen man den Eindruck hat, es gibt Wirtschaftsunternehmen, die international in diesen Städten agieren, aber die Anstrengungen sind eigentlich immer nach innen gerichtet. „Heimatgefühle“ in Mannheim sind extrem stark vertreten, und dieser Bezug ist etwas, das man sehr systematisch beobachten kann. Und ich habe mehrfach in Interviews solche Sätze gehört wie: „Deutscher bin ich nicht, aber Mannheimer schon“. Es gibt eine sehr starke Identifikation bei den Zuwanderern mit dieser Stadt, mit einer Stadt, bei der man von außen sagen würde: „Die muss noch viel tun, damit sie attraktiver wird.“ Aber nach innen funktioniert sie unheimlich gut. Und das ist natürlich schon eine sehr große Stärke, die wir zu Recht auch als „Offenheit“ bezeichnen können.

**MH:** Ich würde eine Stadt schon dann als offen bezeichnen, wenn sie nach außen hin offen ist – wenn wir jetzt Zürich nochmals nehmen: Diese Außenorientierung, diese Offenheit ist natürlich auch fatal, wenn wir von Berlin sprechen und sagen: „Warum ist für mich jetzt da noch ein hoher Deckungsgrad von ‚Architektur‘ oder ‚Stadtanmutung‘ – um jetzt nicht von ‚Stadtkörper‘ reden zu müssen, aber ‚Stadtanmutung‘ und ‚Gesellschaft‘. Dann hat das zum Beispiel mit der prekären ökonomischen Situation zu tun, die es aber erlaubt, dass sehr viele junge Leute nach Berlin ziehen. Da haben wir jetzt eine sehr starke Zuwanderung aus dem europäischen Süden, und in Berlin ist es noch immer machbar zu leben. Und das ist Voraussetzung für diese Offenheit von Zuwanderung. Versuchen Sie einmal, nach Zürich zu ziehen als junger Mensch, vor allem aus dem Süden oder jetzt auch aus Deutschland. Da werden Sie kapitulieren vor den Mieten und vor dieser ökonomischen Spirale, wo sich diese Offenheit selbst auf ein Level schraubt, sodass die Stadt ökonomisch nicht mehr funktioniert. Realisierte Offenheit mag dann plötzlich auch ökonomische Dynamiken in Gang setzen, die kontraproduktiv sind. Eigentlich ist so etwas, wie eine Stadt „Offenheit“ in dem Sinn ist, wie ein Begriff von „Idealzustand von Stadtökologie“. Wenn dann ein Element abdriftet, dann gerät plötzlich das gesamte System „aus dem Ruder“.

**AE:** *Ein weiteres Moment das jetzt mit diesem Begriff der Öffnung ins Spiel kommt, ist die Frage der Akteure. „Öffnung“ heißt dann: Wer möchte eine Öffnung? Welche Zielsetzungen werden dabei verfolgt?“ Es gibt ja aus unserer Diskussion jetzt drei Momente, die*

*Akteursbeziehungen eigentlich ausmachen: zunächst einmal – so wie du die Architektur und Planung beschrieben hast–, im Vorgriff auf etwas- im quasi gottähnlichen Wissen um die Richtigkeit der Zustände – das zu tun, was notwendig ist. Das andere ist das Moment der Interventionen, das Dinge in Bewegung setzten kann aber diesen Resonanzraum einer städtischen Öffentlichkeit braucht, das etwas Widerständiges braucht, um überhaupt aus dieser Falle des Vorgriffs herauszukommen. Es geht vielleicht um Leute, die fähig sind, Subversion in die Stadt hereinzutragen. Und ich nehme an, da hat die Rolle des Künstlers, des Kulturschaffenden wirklich immer eine sehr zentrale Aufgabe gehabt.*

*Transkription von Antonia Haase*